

**Zeitschrift:** Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 31 (2024)  
**Heft:** 3: Le pouvoir patricien dans les villes : persistances et changements =  
Die Macht des Patriziats in Städten : Persistenz und Wandel

**Buchbesprechung:** Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.03.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

## Allgemeine Buchbesprechungen

### Comptes rendus généraux

Joachim Eibach

#### Fragile Familien

Ehe und häusliche Lebenswelt in der bürgerlichen Moderne

Berlin/Boston, De Gruyter, 2022, 289 p., Fr. 59.–

Das für das Cover ausgewählte Gemälde von Joseph Hartmann, *Forstmeister Wilhelm Heinrich Seyd und Familie* (1845), deutet in Kombination mit dem Buchtitel *Fragile Familien* bereits an, dass die bürgerliche Repräsentation von Ehe und Familie im langen 19. Jahrhundert auf Diskursebene zwar vorherrschend war, eheliche Harmonie, häusliche Intimität und bürgerliche Geschlechterordnung aber stets gefährdet blieben. In seiner 2022 erschienenen Monografie unternimmt Joachim Eibach den Versuch, die Geschichte von Haus und Familie zwischen 1750 und 1910 anhand acht signifikanter Fallbeispiele aus verschiedenen Milieus zu rekonstruieren, deckt einige blinde Flecken in der Forschung auf und hinterfragt lang gehegte Annahmen. Das Ergebnis ist äusserst spannend zu lesen und durchwegs gelungen.

Joachim Eibach strukturiert sein Buch entlang chronologisch angeordneter Selbstzeugnisse von fünf Frauen und drei Männern, die aus unterschiedlichen Schichten stammten und in verschiedenen Regionen des heutigen deutschen Sprachraums lebten. Ein gewisser Schwerpunkt im Bürgertum im weitesten Sinn ist feststellbar, auch wenn Eibach die *Lebensgeschichte* des schreibenden Bauern Ulrich Bräker (1754–1798) und Adelheid Popp's *Jugendgeschichte einer Arbeiterin* (1869–1902) inkludiert. Der Frage des Verhältnisses von Diskurs und Erfahrung beim

Verfassen von Selbstzeugnissen sowie des Verhältnisses von Kontext und Akteur\*in widmet Joachim Eibach das zweite Kapitel. Ein Selbstzeugnis entsteht nicht völlig voraussetzungslos. Historisch veränderliche Schreibkonventionen prägen Form und Inhalt des Geschriebenen. Ein Text enthalte häufig mehr als von den Schreibenden gewollt oder gewusst; gleichzeitig ergäben sich aus Tabus und Selbstverständlichem bewusste und unbewusste Auslassungen. Jede Familiengeschichte ist «besonders, aber nicht zufällig» (18) – die Herausforderung bestehe darin, das Nichtzufällige zu filtern.

Joachim Eibach schlägt den Bogen zwischen einzelnen Mikrostudien und gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen einerseits dadurch, dass mehrere Familien aus verschiedenen Kontexten über einen längeren Zeitraum beobachtet werden, andererseits durch sein primäres Interesse an den alltäglichen Praktiken und Wahrnehmungen von Familie und Häuslichkeit. Der Habitus einer Person wird laut Pierre Bourdieu nicht zuletzt im familiären und häuslichen Umfeld gebildet – hier fließen auch Vorstellungen des *spatial turn* ein. Familiengeschichte ermögliche daher eine Rekonstruktion von historischen Gesellschaften von innen und eine Verbindung von aufeinander wirkenden Mikro- und Makroebenen. Joachim Eibach räumt seinen Akteur\*innen dabei einiges an *agency* ein. Das Subjekt würde zwar in Alltagspraktiken hervorgebracht, trainiert und stabilisiert, denke und handle gemäss Andreas Reckwitz' «hybridem Subjekt» aber nicht einheitlich und widerspruchsfrei, sondern könne aufgrund kultureller Mehrfachzugehörigkeit verschied-

dene Codes kombinieren und koppeln. Die praktische Umsetzung dieser theoretischen Grundannahmen bleibt allerdings leider ein wenig beliebig. Wenn Eibach etwa der Frühexpressionistin Paula Modersohn-Becker eine (bildungs)bürgerliche wie intellektuell-avantgardistische Subjektivität zuschreibt (212), bleibt offen, wie diese konkreten Subjektpositionen definiert und abgegrenzt werden.

Der anschließende Hauptteil der Studie behandelt in acht Kapiteln jeweils eine Mikrostudie, wobei Selbstzeugnis und historische Kontextualisierung eng verknüpft sind. Ehe und Eheschliessung sind durchgängig zentrale Themen. Den klassischen Gegensatz zwischen «alter» Konvenienz- und «neuer» Liebesehe sieht Eibach für das lange 19. Jahrhundert dabei als ebenso falsch wie die These, wonach das Bürgertum um 1800 eine Pionierrolle bei der Verbreitung von Liebesdiskursen innegehabt hätte. Auch in bäuerlichen und adeligen Selbstzeugnissen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts spielten entsprechende Ideale und Emotionen bereits eine Rolle. Alle sieben verheirateten Protagonist\*innen gingen endogame Ehen innerhalb ihres eigenen Milieus ein. Die geforderte, «Liebe genannte Geneigtheit» (242) eines Paares ist nach Eibach nicht unabhängig vom (Körper gewordenen) Sozialen denkbar. So erwähnt der romantisch veranlagte Ferdinand Beneke das Kennenlernen seiner späteren Ehefrau Caroline, die er als «hübsches Mädchen» beschreibt, im selben Atemzug mit der Schönheit ihres familiären Anwesens, das er «durchaus einzig» (81) nennt. Der konkreten finanziellen Absicherung des Paares und der Zustimmung der Eltern beziehungsweise des Vaters kam trotz des Liebesdiskurses auch im langen 19. Jahrhundert Bedeutung zu. Die Patrizierin Anna Maria Stettler gibt ihren Konsens zur Eheschliessung erst nach Einflussnahme der Familie (die gewünschte Zuneigung

des Paares sollte sich nach der Hochzeit einstellen), während die Eltern der Landfuhrunternehmer\*innentochter Barbara Teuschl von den ökonomischen Zukunftsaussichten des Geliebten über längere Zeit überzeugt werden mussten. Die verschiedenen und variablen Praktiken der Eheanbahnung beschreibt Joachim Eibach dabei lebensnah und im Detail.

Der Autor beobachtet eine Abnahme der gesellschaftlichen «Bedeutungsüberfrachtung» der Ehe ab ca. 1850. Während beispielsweise die Pfarrersfrau Ursula Bruckner-Eglinger Anfang des 19. Jahrhunderts durch ihre «fromme Familie» und eine modellhafte Haushaltsführung zur pietistischen Gemeinschaft beitragen wollte (und letztlich daran verzweifelte), wäre später individuelles Glück zum zentralen Motiv der Ehe geworden. In den von Joachim Eibach ausgewählten Fällen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spiegelt sich diese Annahme allerdings nur bedingt wider: Die Sozialistin Adelheid Popp hatte an Ehe und Familie wohl ähnlich programmatische Ansprüche wie 80 Jahre früher Ursula Bruckner-Eglinger. Kontinuität *und* Wandel sieht Eibach in der Charakterisierung der ehelichen Beziehung: Arbeits- und Liebespaar, Glaubens-, Bildungs- und Künstlerpaar bestanden in Facetten nebeneinander (fort). Das alte, auf Loyalität und gemeinsames Wirtschaften aufbauende Modell der «Gefährtschaft» der Eheleute wäre um 1800 aber schichtübergreifend vom labileren Ehemodell der Freundschaft abgelöst worden, welches die Seelen- und Geistesverwandtschaft betonte. Entsprechende Ideale äussert allerdings auch bereits Eibachs einziger Fall einer Gefährtschaftsehe: Der Bauer Ulrich Bräker verlässt Ende des 18. Jahrhunderts seine vornehmlich aus «Vernunftgründen» geheiratete Frau Salome zeitweise sogar, denn ihre «Seelen [wären] eben nicht gleichgestimmt» (33). Die These vom Wandel der Gefährten- zur

Freundschaftsehe mag daher richtig sein, sie ergibt sich aber nur beschränkt aus den Mikrostudien.

Grossartig und anhand zahlreicher Beispiele aufgearbeitet ist, wie Paare auch im «Jahrhundert des Bürgertums» bürgerliche Normen zur Geschlechterhierarchie im Alltag konterkarierten, bevor die Normen – von einigen der Schreibenden mit Sorge beziehungsweise Spannung beobachtet – um 1900 selbst infrage gestellt wurden. Von klar getrennten Geschlechtersphären kann im 19. Jahrhundert keine Rede sein. Das Haus blieb ein multifunktionaler Ort, in dem Ehegatt\*innen entlang verbreiteter Rollenmuster und häuslicher Funktions- und Raumordnungen neben- und miteinander wirtschafteten. In seine Definition von «Häuslichkeit» bezieht Joachim Eibach nicht nur die bürgerliche Kernfamilie ein. Das 19. Jahrhundert wird zwar als «goldenes Zeitalter des Privaten» bezeichnet und die Sehnsucht nach familiärer Intimität spielt in einigen Selbstzeugnissen eine Rolle. Zugleich verweisen einige Selbstzeugnisse mit der Beschreibung einer umfangreichen Besuchskultur auf eine «offene Häuslichkeit», die den Kult der Familie mit der bürgerlichen Öffentlichkeit verknüpft. Dauerhafter im Haushalt anwesend sein konnten erwachsene Kinder, Geschwister oder weitere Verwandte, die für kurze oder längere Zeit in die «Unterstützungsgemeinschaft» Familie zurückkehrten. Auch kleinbürgerliche Haushalte beschäftigten – zunehmend auf Distanz gehaltene – Dienstbot\*innen. Im Arbeiter\*innenmilieu und im Handwerk und Gewerbe, wo das gemeinsame und schnell wechselnde Wohnen vieler Menschen auf engstem Raum notwendige Praxis war, spielte der Wunsch nach Privatheit kaum eine Rolle. Unabhängig von dieser fehlenden Privatsphäre existierten aber auch in diesen Schichten enge emotionale, familiäre oder freundschaftliche Bande.

Abschliessend resümiert Joachim Eibach, dass Familien im 19. Jahrhundert – im konkreten Fall oder auf Diskursebene – zwar enorm fragil sein konnten, sich gleichzeitig aber als flexibel, anpassungsfähig und resilient erwiesen. Familie um 1750 ist nicht mit Familie um 1900 gleichzusetzen; zu konstatieren ist aber die fast durchgängig hohe Bedeutung, die Familie für die Protagonist\*innen der Mikrostudien hatte. Joachim Eibachs Auswahl, Bearbeitung und Kontextualisierung der Selbstzeugnisse ist – mit gewissen Abstrichen – gekonnt, das Buch sehr vergnüglich zu lesen. Die Gattung der Quellen auf die er sich stützt, ermöglicht es ihm, spannende und intime Eindrücke von Familie und Häuslichkeit im langen 19. Jahrhundert zu geben – schon von daher eine klare Empfehlung.

*Magdalena Irnstötter (Wien)*

Laurent Tissot

### **La Suisse se découvre**

Trois siècles de tourisme en question (1730 à nos jours)

Neuchâtel, Éditions Livreo-Alphil, Collection Carrefours des Savoirs, 2023, 268 p., Fr. 29.–

Trente années de recherches sur l'histoire du tourisme suisse et la maîtrise d'une littérature académique en constante évolution sur le sujet constituent le socle de cette publication de Laurent Tissot, aujourd'hui professeur émérite de l'Université de Neuchâtel. Pensée à la fois comme une synthèse et une nouvelle ouverture à ce chantier de recherche impulsé par ses travaux depuis la fin des années 1980, *La Suisse se découvre. Trois siècles de tourisme en question (1730 à nos jours)*, offre à un lectorat académique mais aussi au grand public, un éclairage très pédagogique sur la construction de l'économie touristique suisse sur trois siècles. Une mise en perspective transfrontalière per-

met par ailleurs à un lectorat plurinational de replacer, tout au long de l'ouvrage, cette trajectoire touristique suisse au sein d'une histoire connectée européenne. S'inscrivant pleinement dans l'historiographie helvétique, cet ouvrage s'appuie également sur un corpus de sources variées et complémentaires (journaux de voyage, guides, presse, cartes, affiches, photographies ou encore archives privées). La présence d'une riche iconographie en couleur et de graphiques d'une grande lisibilité en facilite d'autant plus la compréhension. Construits sur la base d'enchaînements technico-chronologiques axés sur trois siècles d'innovations des modes de transports et des hébergements commerciaux, avec comme point de rupture et d'accélération la Seconde Guerre mondiale, les neuf chapitres de l'ouvrage questionnent deux notions déterminantes à la compréhension du développement de l'économie touristique en Suisse: la maîtrise de l'espace et celle de la mobilité. Laurent Tissot n'examine pas ici de nouveau la dimension politique de la trajectoire du tourisme suisse ni précisément les impacts économiques de ces aménagements, étudiés dans d'autres travaux auxquels il a également apporté une contribution essentielle (voir notamment Cédric Humair et al., *Système touristique et culture technique dans l'Arc lémanique*, 2014).

L'introduction offre au lecteur une clef de lecture permettant d'appréhender le fait que cette construction touristique sur le temps long ne fut le fruit ni d'un «hasard» ni d'un «laisser-faire» (9). S'inspirant des dynamiques à l'œuvre en Europe occidentale, la trajectoire de l'économie touristique suisse s'est aussi caractérisée par ses propres impulsions.

La première partie de l'ouvrage (17–140), qui se découpe en cinq chapitres, s'intéresse à la période de 1730 à 1940 en questionnant l'émergence d'une écono-

mie touristique organisée au sein de l'espace helvétique et décrit les divers acteurs des sphères socioculturelle, économique et politique ayant opéré seuls, en réseaux ou en concurrence, au sein de ce processus. En intégrant à son étude des trajectoires personnelles de touristes, à travers leurs récits de voyage, l'historien offre un regard à la fois intime et appréhendable de ces déplacements. Parce que le tourisme est un phénomène touchant les deux sexes, l'auteur s'attache à ne pas exclure les portraits féminins (55, 101). Encouragée depuis le XVIII<sup>e</sup> siècle, la visite de l'espace helvétique évolue au gré des innovations des modes de transports et de leur incidence sur la maîtrise de son territoire. Le développement des infrastructures nécessaires à un déplacement de plus en plus rapide et organisé des voyageurs suisses et étrangers permet d'appréhender cette pénétration touristique d'un territoire dont le franchissement de la montagne s'est, pendant longtemps, présenté comme un obstacle. D'un lieu de passage, la Suisse, s'érige progressivement en une halte prisée pour ses paysages, dont le point culminant, le Mont-Blanc, et les lacs deviennent des symboles touristiques majeurs.

L'ouvrage mène une étude approfondie de plusieurs de ces moyens de transport et de leurs innovations déterminantes dans le processus de création d'un lieu touristique. D'abord traversée à pied et à cheval, la Suisse est ensuite conquise par des modes de transport de masse qui participent à une démocratisation graduelle du voyage. Aux côtés des transports qui relèvent traditionnellement de la mobilité touristique contemporaine, d'abord collectifs avec le chemin de fer ou l'autocar, puis individualisés avec l'automobile, l'ouvrage s'intéresse de façon originale à d'autres modes de locomotion à l'instar de la bicyclette, de la motocyclette ou du bateau à vapeur. Une structuration, plus

ou moins réussie, de ces réseaux de transport est progressivement mise en place entre le XIX<sup>e</sup> et le XX<sup>e</sup> siècle, favorisant l'accès au territoire helvétique pour les Suisses et pour les étrangers, aux premiers rangs desquels se retrouvent les élites anglaises, rejoints à partir des années 1870 par des touristes d'autres nationalités intra et extraeuropéennes. Le déploiement de ces moyens de transport encourage l'essor d'un autre pôle technique majeur du système touristique suisse, l'hôtellerie-restauration. Se développent ainsi des structures hôtelières plus ou moins imposantes et modernes, du grand hôtel de luxe à la pension de famille, qui essaient dans les espaces visités. On retiendra ici l'exemple de l'évolution du parc hôtelier de Montreux entre 1820 et 1920 (73–76).

La seconde partie explore, en quatre chapitres, une période plus courte mais dense de la Seconde Guerre mondiale à nos jours (145–239). La stagnation de l'économie touristique internationale durant la guerre, soutenue cependant par la dynamique des voyages intérieurs (150), est suivie de la période des «Trente Glorieuses» (1945–1975) qui, par ses révolutions économiques, sociales et techniques se présente comme un moment déterminant de la croissance de l'économie touristique en Suisse, et plus largement en Europe. L'ouvrage se concentre en particulier sur la synergie entre le développement de l'accès à l'automobile, qui octroie de nouvelles possibilités en matière de mobilités individualisées, et la croissance touristique dont la pratique s'ouvre à une couche plus élargie de la population. La période est aussi marquée par la démocratisation des transports aériens à partir des années 1970, transformant le rapport au temps des déplacements touristiques à l'échelle internationale. Le dernier chapitre, qui traite des années 1975 à nos jours, s'intéresse à une période plus tourmentée et complexe pour l'économie

touristique suisse. Ancrée dans une nouvelle approche globalisée, l'activité touristique suisse doit répondre à des enjeux inédits marqués par l'émergence de nouvelles concurrences et par l'affirmation des préoccupations écologiques.

La trajectoire touristique suisse n'ayant pas été sans heurts, la démonstration de l'ouvrage met au jour de nombreuses nuances. Laurent Tissot souligne précisément les répercussions des conflits militaires, des crises économiques, sociales ou encore politiques dans les dynamiques du tourisme helvétique, sans oublier les externalités négatives de la construction d'un tel système socio-économique. Loin de se contenter d'évoquer une vision idyllique univoque du tourisme, sa démonstration fait état du regard que certaines populations locales entretiennent face à cette activité qui a pu contribuer à «entacher» leur nature préservée, leur tranquillité, voire leur identité culturelle.

Par sa richesse et sa clarté, cet ouvrage apporte une contribution essentielle au chantier de recherche sur la construction de l'économie touristique contemporaine, en analysant la trajectoire suisse au regard de l'influence que les modes de transport et les lieux d'hébergement ont joué au sein de ce processus. Grâce à la mise en récit historique d'expériences individuelles, entrepreneuriales et territoriales diversifiées, il permet de mieux appréhender le rôle à attribuer aux transports et à leur environnement dans l'histoire et les représentations de la construction d'une économie touristique suisse.

*Eugénie Galasso*  
(Université Bordeaux Montaigne)

Rolf Graber

## Labor der direkten Demokratie

### Konkurrierende Wahrnehmungen der politischen Mitbestimmung in der Schweiz

Zürich, Chronos, 2023, 144 S., Fr. 26.–

«Nicht die geringste unter den Staatsmerkwürdigkeiten der Schweiz ist der rasche Wechsel ihrer Verfassungen», schrieb der Staatsrechtsprofessor Gustav Vogt 1873 in der in Tübingen erscheinenden *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*. Vogt wusste, wovon er sprach. Als Deutscher in der Schweiz aufgewachsen, lehrte er an der Universität Zürich und war Mitglied des Kantonsrats. Die Abfolge der Verfassungsrevisionen zwischen 1830 und 1873 machten ihm grossen Eindruck. Sie seien «ein frischer Luftzug, unter dessen Einfluss die Massen den politischen Teig wieder einmal durchkneten und den Staat sich wieder praktisch zu eigen machen» (Gustav Vogt, «Referendum, Veto und Initiative in den schweizerischen Kantonsverfassungen», *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 29 [1873], 350 f.). Auch anderen ausländischen Autoren galt damals die Demokratie der Schweiz als Vorbild. Aber wer waren diese «Massen», und was bedeutete es, «den politischen Teig durchzukneten»?

In seiner neusten Publikation wendet sich Rolf Graber nach Jahrzehnten intensiver geschichtswissenschaftlicher Forschungsarbeit nochmals der direkten Demokratie zu, wie sie in der Schweiz erkämpft worden ist. Seine Absicht ist es, durch eine historische Analyse den Demokratievorstellungen der Protagonisten auf die Spur zu kommen. Er fragt sich, welche Ideen und Vorstellungen unter den Akteuren zirkulierten, denen letztlich das politische System der modernen Schweiz zu verdanken ist. Sein Vorhaben operationalisiert Graber, indem er zwischen der

«Fremd- und Selbstwahrnehmung der Schweiz» unterscheidet (7) und indem er neben der «historischen Wahrnehmung demokratischer Grundlagen auch deren wissenschaftliche Aufarbeitung» in seine Untersuchung einbezieht. Sein «spezieller Fokus ist auf die Widerstands- und Protestkultur gerichtet». Mit diesem will er sich von einer institutionsgeschichtlichen Perspektive absetzen. Explizit zielt Graber mit seinem ambitionierten Ansatz über eine rein historische Darstellung hinaus, will er doch diese als «Orientierungshilfe für die anstehenden Diskussionen über das zukünftige Verhältnis zwischen der Schweiz und der Europäischen Union» verstanden haben (8).

Im Anfangskapitel erinnert Graber zunächst an die Kommentare ausländischer Beobachter zur «reinen» Demokratie in der Schweiz seit dem 16. Jahrhundert (zum Beispiel Bodin 1586, Goethe 1779, de Tocqueville 1848) und belegt oder postuliert deren Einfluss auf die Selbstwahrnehmung der Einheimischen. Den ausländischen Autoren entging nicht, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz zwei Demokratie Modelle konkurrierten (15), nämlich das liberaldemokratische und das direktdemokratische Modell. Man könne also mit Fug und Recht von einem «Experimentierfeld der Demokratie» sprechen (14).

In Kapitel 3 wendet sich Graber der Selbstwahrnehmung zu (19 ff.). Er beschreibt, wie Angehörige der aufgeklärten Eliten unter Berufung auf einen radikalen Tugendbegriff eine Kritik der herrschenden politischen Zustände entwarfen. Diese radikalisierte sich unter dem Eindruck der Französischen Revolution, sodass sich – wichtig für Grabers Argument – «parallel zur bürgerlichen eine plebejische Öffentlichkeit» entwickelt habe (30). Und damit, möchte man hinzufügen, eine im langen 19. Jahrhundert wirksame Konfliktlinie.

Im vierten Kapitel führt Graber aus, wie die direkte Demokratie zum Thema geschichtswissenschaftlicher Forschung geworden ist. Er erinnert an Gustav Vogt (1873), Theodor Curti (*Geschichte der schweizerischen Volksgesetzgebung*, 1882), Adolf Gasser (*Gemeindefreiheit zur Rettung Europas*, 1943) und andere und resümiert in einer konzisen Analyse den gegenwärtigen Stand der Forschung (47 ff.). Denkgewohnheiten wie die Gegenüberstellung von «Kontinuität» und «Bruch» oder die Beschränkung auf eine nationalstaatliche Perspektive hätten ihren historiografischen Sinn inzwischen verloren. Heute seien Ansätze nötig, wie sie zum Beispiel der englische Politologe Colin Crouch vertrete (Colin Crouch, *Postdemokratie*, Frankfurt am Main 2008, 51 f.)

Im fünften Kapitel, dem umfangreichsten (65 Seiten) und Herzstück seines Buches, entwirft Graber seine Ideen für eine «künftige Demokratiegeschichte» (53). Seine Überlegungen formuliert er entlang einer Abfolge von Fragen (53 ff.): Waren die Unruhen des Ancien Régime «Wegbereiter» der späteren Demokratiebewegungen? (53) Welche Rolle spielte die Gewalt in den Protestzügen? Waren die «Volksmänner» «Populisten avant la lettre»? (59) Lässt sich eine Dichotomie bürgerlicher und plebejischer Öffentlichkeit (65) ausmachen? «Weshalb wurden die Frauen nicht gehört?» (71) Zeigt sich in der Praxis von Inklusion und Exklusion der Gemeinden eine «Kontinuität zwischen der Situation im Ancien Régime» und der «aktuellen Situation»? (76)

Der Fragenkatalog reflektiert Grabers Interesse für Protest- und Forderungsbewegungen vor, während und nach der Helvetik. In dieser Zeit artikulierten und vermischten sich «traditionale» und «moderne» Formen von Protest und Aufruhr. Graber, ausgewiesener Kenner dieser Zeit, beschreibt und deutet mithilfe von «dich-

ter Beschreibung» anhand konkreter Personen und Vorgänge (zwei Beispiele aus dem Kanton Zürich, 55 ff., drei Beispiele aus dem Kanton St. Gallen, 60 ff.) die Dynamik der populären Bewegungen. Oder er konstatiert, dass im liberal dominierten Zürcher Grossen Rat in den 1830er-Jahren gegen die «plebejischen Schichten eine Abwehrposition aufgebaut» worden sei (71). Graber diskutiert den lange Zeit übersehenen «Beitrag der katholischen Bevölkerung» (82 ff.) und reflektiert die Funktion von historischen Mythen in der politischen Mobilisierung (82 ff.).

Die Demokratie schweizerischer Prägung ist heute weder grundsätzlich noch in der politischen Praxis umstritten. Doch das Staatsmodell, das sie verkörpert, wird sich schon in naher Zukunft unter anderen politischen und ökonomischen Bedingungen als denen ihrer Entstehungszeit bewähren müssen. Graber verweist in diesem Zusammenhang auf die überfällige Ausdehnung der Partizipationsrechte auf die nicht eingebürgerte Bevölkerung ausländischer Herkunft. Auch an die massiven Defizite in der Europaintegration des Landes ist zu denken. Was kann historisches Wissen, wie es Rolf Graber in seinem schmalen, dichten Buch vermittelt, auf diesen und anderen Problemfeldern leisten? Die Vergegenwärtigung der Vergangenheit durch die Demokratiegeschichte fördert in jedem Fall die Konfliktfähigkeit der politischen Akteure aller Stufen. Und die ist nach wie vor eine Grundbedingung von demokratischer Staatlichkeit.

*Martin Schaffner (Basel)*